



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß also eine materielle Entscheidung gar nicht ergangen ist, so hat es sich das Organ der Berliner Sozialdemokratie, das Berliner Volksblatt doch nicht versagen können, unter hämischen Ausfällen gegen den „findigen Juristen der Grenzboten“ die Entscheidung des Kammergerichts als eine solche darzustellen, durch welche die Eingang erwähnte Frage nunmehr endgiltig und für ganz Preußen zu Gunsten der gedachten Vereine erledigt sei, und diese Entstellung des klaren Sachverhalts hat dann durch die ganze gesinnungsverwandte Presse pflichtschuldigt die Kunde gemacht. Da der klare Wortlaut der Erkenntnisgründe jeden Irrtum ausschließt, so begnügen wir uns damit, die erwähnte Presse auf diese systematische Verfälschung klarer Thatfachen hier festzunageln.



Litteratur.

Des Freiherrn Karl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz Denkschriften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. Zwei Bände. Berlin, Verlag von W. Herz, 1888.

Der Verfasser dieser Denkschriften war preußischer Generalleutnant und Minister König Friedrich Wilhelms IV., zuletzt Generaladjutant desselben, und die hier zur Veröffentlichung gelangten Schriftstücke sind, in den Jahren von 1812 bis 1849 niedergeschrieben, teils kriegsgeschichtlichen Inhalts, teils Beiträge zur Regierungsgeschichte und Charakteristik des genannten Monarchen. Dem Ganzen geht eine von der ältesten Tochter des Verstorbenen herrührende Biographie desselben voraus. Dann folgen zunächst Abhandlungen und Berichte über den Feldzug von 1812 und die Yorksche Konvention, über eine Reise, die Canitz in dieser Zeit nach Wilna machte, über seine Sendung nach Konstantinopel (1828) und über den russisch-polnischen Krieg von 1831 und 1832, Betrachtungen über die Aussichten eines Angriffs Rußlands auf Preußen und Blicke auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in der preußischen Monarchie während der letzten dreißiger Jahre sowie auf die Verfassung der evangelischen Kirche. Hiermit schließt der erste Band. Der zweite bespricht Fragen, die in dem Zeitraume von 1840 bis 1849 die Politiker beschäftigten, unter andern die Stellung Englands zu den festländischen Staaten im Jahre 1840, das damalige Kriegsgeschrei der Franzosen, die ersten vier Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV., die preußische Verfassungsfrage und Bunsens Verhältnis zu Deutschland, den deutschen Bund und Metternichs Verhalten zu ihm, Preußens Verhältnis zu Spanien, die spanischen Heiraten, die schweizerischen Wirren, und er bringt endlich Beiträge zur Geschichte der letzten Tage der alten (absolutistisch regierten) preußischen Monarchie und einen Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten bis 1849. Die kriegsgeschichtlichen Stücke der Sammlung bedürfen für Fachmänner keiner Empfehlung. Daß ferner die Beiträge zur Regierungsgeschichte und Charakteristik Friedrich Wilhelms IV. mancherlei neues und interessantes enthalten, wird man aus der langjährigen Stellung in unmittelbarer Nähe des Königs schließen, die der Verfasser in Folge seiner verschiedenen Aemter einnahm. Auch vieles von dem, was hier über die Verhältnisse der katholischen und evangelischen Kirche in Preußen gesagt wird, beansprucht noch jetzt

Wert und Geltung, obwohl seit seiner Niederschrift mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen ist. Was endlich die Abhandlungen anlangt, die sich mit der deutschen Frage beschäftigen, so kann man sie zwar in gewissem Sinne veraltet nennen, immerhin aber bleibt ihnen die Bedeutung von Zeugnissen für die Auffassung dieser Frage von seiten eines hochgestellten und einflussreichen Staatsmannes der Vergangenheit. Der mächtige Aufschwung, den Preußen und das um diesen Staat gruppierte, von ihm geführte Deutschland in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts genommen haben, war in der ersten Hälfte desselben und noch bis 1862 nicht vorauszu sehen, auch von sonst gut unterrichteten und talentvollen Politikern nicht, zu denen wir auch den Verfasser der Denkschriften zählen. Gewiß beschäftigte der Gedanke der deutschen Einheit unter preussischer Leitung viele Gemüther aufs lebhafteste; aber der Weg zur Verwirklichung, die Mittel und Maßregeln, die allein Erfolge bringen konnten, waren, wenn wir von dem doch nur vorbereitenden Zollverein absehen, den Augen der damals lebenden, selbst den in Preußen regierenden und zuletzt allein maßgebenden noch verborgen; erst ein Genie fand sie. Nichtsdestoweniger, ja gerade wegen jener Unfähigkeit früherer Politiker sind diese Aufzeichnungen eines derselben für den Geschichtsforscher und selbst für einen weitem Kreis von Freunden der nationalen Geschichte der Beachtung wert.

Die deutschen Standesherrn und ihre Sonderrechte. Von Dr. Hammann.
Donaueschingen, Morys Hofbuchhandlung, 1888.

Im Reichstage wurde vor einiger Zeit die Steuerfreiheit, die unsre Standesherrn hie und da, namentlich in Preußen, noch genießen, stark bemängelt, und in der Presse ging man bei dieser Gelegenheit vielfach noch weiter und verlangte schlanke die Beseitigung jeder Sonderstellung der Mitglieder des deutschen Hochadels, und obwohl die Aussichten auf Erfüllung dieser Forderungen sofort als sehr gering erscheinen mußten, wurden sie doch wiederholt laut. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß gegenwärtig keine besondere sachliche Leistung der Standesherrn für ihre Ausnahmsberechtigungen besteht, aber rechtlich läßt sich die einfache Abschaffung jener Sonderrechte damit so wenig begründen, als mit dem Hinweis auf die Thatsache, daß manche Standesherrn sehr reiche Leute sind. Angesichts jener Angriffe auf die höchste Klasse unsers Adels und im Hinblick auf die ihnen zu Grunde liegenden Irrtümer versucht der Verfasser unsrer Schrift, in Kürze die Entstehung, den Charakter und den Umfang der Rechte der „mediatisirten“, d. h. vormalig reichsständischen, jetzt standesherrlich den Souveränen der deutschen Staaten untergeordneten Häuser darzustellen, was in fünf Abschnitten geschieht. Der erste betrachtet den Ursprung der standesherrlichen Rechte, der zweite führt die einzelnen standesherrlichen Familien vor, der dritte schildert die Stellung derselben unter dem Rechte des deutschen Bundes, der vierte die, welche sie mit ihren Privilegien zum neuen Reiche einnehmen, der fünfte endlich hat insbesondere die Standesherrn in Preußen und ihre Steuerfreiheit zum Gegenstande. Der Verfasser gelangt schließlich in Betreff Preußens zu der bestimmten Erwartung, daß das Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf wegen Aufhebung der noch vorhandenen Steuervorrechte der Standesherrn gegen billige Entschädigung, wenn er eingebracht werden sollte, gut heißen würde. „Die Sonderrechte der mittelbar gewordenen alten fürstlichen und gräflichen Geschlechter sind immermehr auf den Kreis der Standes-, Ehren- und Familienrechte eingeschränkt worden; ihre mittelbare Landeshoheit ist im Laufe der Zeit verloren gegangen, und sie haben sich in volle und der Mehrzahl nach treue und

aufrichtige Untertanen des Staates verwandelt, dem sie untergeordnet worden waren. Sie werden den Rest von materiellen Bevorrechtungen umso lieber fahren lassen, als er vielfältig dazu benutzt wird, ihr Ansehen als höchste Aristokratie des Landes zu schädigen und zu mindern. Als solche aber zu gelten und zu wirken, liegt in ihrem eignen Interesse, wie in dem eines kräftigen, freiheitlich gegliederten Staateswesens, in welchem es Aufgaben zu erfüllen giebt, zu denen sie vorzugsweise berufen erscheinen, wie denn auch bis auf diesen Tag mancher der standesherrlichen Fürsten und Grafen in der Diplomatie, in der Staatsverwaltung und auf parlamentarischem Felde für die großen Interessen des Vaterlandes wichtige Dienste geleistet hat und noch leistet. Je besser und je länger wir uns einen unabhängigen, vom Pflichtbewußtsein gegen den monarchischen Staat erfüllten hohen Adel bewahren, umso mehr verschwindet die Gefahr, daß sich ein eigennütziger Geldadel an die erste Stelle setze, der, mit der geschichtlichen Entwicklung des Staates nicht verwachsen, (dem Verfasser schwebt natürlich die semitische Plutokratie und deren Neigung, den Staat zu „fruktifiziren“ vor), keine ideellen Güter zu behaupten hat und aus dem Dienste für die öffentlichen Interessen sich keine Ehre macht.“ Das ist vortrefflich gesagt. Möchten nur noch mehr Standesherrn und Söhne von solchen ihre Stellung und Pflicht im Staate recht erkennen und darnach handeln. Von der Mehrzahl läßt sich daß unsers Wissens bis jetzt nicht rühmen.

Geschichte der griechischen Künstler. Von Dr. Heinrich Brunn, Professor der Archäologie an der Universität München. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert (Paul Neff), 1889. Erste Lieferung.

Der erste Band der ersten Auflage von Brunn's „Künstlergeschichte“ erschien vor nunmehr sechsunddreißig Jahren. In der Vorrede nahm der Verfasser ausschließlich das Verdienst einer Vorarbeit für die Kunstgeschichte in Anspruch, einer Vorarbeit, die in erster Linie von der schriftlichen Ueberlieferung und erst in zweiter von den erhaltenen Denkmälern ausging. Das Buch machte seiner Zeit Epoche: mit scharfem kritischen Blick hatte der Verfasser auf Grund der von ihm benutzten antiken Schriftquellen eine Darstellung der griechischen Künstlergeschichte geschaffen, die in ihren Grundzügen von bleibender Bedeutung ist. Diese Bedeutung hat die Wissenschaft auch in vollstem Maße durch Wort und That — letzteres namentlich durch die umfangreiche Benutzung, die Brunn's Werk in allen spätern kunstgeschichtlichen Darstellungen erfahren hat, — bereitwillig anerkannt. Der Zeitraum, der seit dem ersten Erscheinen des Buches verstrichen ist, hat aber doch der Archäologie durch die vielen glücklichen Ausgrabungen und Entdeckungen und durch den regen Eifer, mit dem alle Länder klassischer Kultur durchsucht worden sind, einen Denkmälervorrat und damit eine Erweiterung der Ideen und Gesichtspunkte zugeführt, daß bei einer Neubearbeitung eines Buches, das vor mehr als drei Jahrzehnten erschienen ist, kein Stein auf dem andern geblieben wäre. In den Kreisen der Fachgenossen ist es bekannt, daß Brunn sich seit etwa achtzehn Jahren mit dem Plane trägt, eine Geschichte der griechischen Kunst auf Grund der gesamten vorhandenen Quellen zu schreiben. Daß ein derartiges Werk des geistvollen Gelehrten mit größter Spannung erwartet wird, bedarf keiner Worte. Da kündigt nun jetzt die Verlags-handlung von Ebner und Seubert eine „zweite Auflage“ der Künstlergeschichte an und zwar von „Dr. Heinrich Brunn, Professor der Archäologie an der Universität München.“ Als wir die erste Lieferung in dem Schaufenster einer Buchhandlung liegen sahen, waren wir halb erstaunt, halb überrascht. Unser erster Gedanke war: Brunn hat sich also doch noch gegen alle

Einwendungen, die er früher gemacht hat, entschlossen, die Künstlergeschichte neu zu bearbeiten, um seine jetzigen Ansichten wiederum in einer Vorarbeit für seine demnächst erscheinende Kunstgeschichte zusammenzufassen. In dieser Erwartung ließen wir uns die erste Lieferung vorlegen. Aber wie erstaunten wir, als wir einen wörtlich getreuen Abdruck der ersten Auflage in die Hand bekamen! Natürlich rechten wir nicht mit dem Verfasser darüber, daß er seine Zustimmung zu einem unveränderten Abdruck gegeben hat, obschon es uns bedenklich erscheint, wenn Ansichten und Lehren, welche die fortschreitende Wissenschaft längst widerlegt oder insolge der neu in den Gesichtskreis eingetretenen Denkmäler als unhaltbar erwiesen hat, sechsunddreißig Jahre später und zwar bei Lebzeiten des Verfassers wörtlich wieder abgedruckt werden. Wohl aber richtet sich unsre Anklage gegen die Verlagsbuchhandlung, deren Spekulation im vorliegenden Falle nicht im besten Lichte erscheint. Der Neudruck erscheint als „zweite Auflage“; als Verfasser wird Heinrich Brunn, der Professor in München, genannt (die erste Auflage nannte ihn nur Dr. Heinrich Brunn). Beides muß den Glauben erwecken, daß hier eine Neubearbeitung vorliege, ein Buch, das auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Wenn, wie es thatsächlich geschehen ist, sogar eine Zeitschrift wie Lützows „Kunstchronik“ darauf hineinfällt, wieviel eher wird dies bei dem großen Publikum der Fall sein, auf das die Verlagsbuchhandlung augenscheinlich mit dieser „zweiten Auflage“ spekulirt hat! Aus Gründen, die sonst stets von besseren Firmen beobachtet werden, hätte schlechterdings nicht unterlassen werden dürfen, den Neudruck als solchen zu bezeichnen und zwar, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, als „zweiten, unveränderten Abdruck der ersten Auflage vom Jahre 1852.“ Eine andre Frage wäre dann immer noch die, ob der Neudruck nicht eine verfehlte Spekulation sei. Das Buch war zwar vergriffen und wurde im antiquarischen Verkehr in der letzten Zeit sehr hoch angesetzt. Aber der Kreis, der an Brunn's Buch wirklich Interesse hat, ist doch verhältnismäßig beschränkt, es ist eben lediglich der Kreis der Fachleute, und für diese, sollten wir meinen, hätten die vorhandenen Exemplare ausgereicht. Doch das wird ja die Verlagsbuchhandlung am besten zu beurteilen wissen oder aber sehr bald spüren. Im übrigen unterscheidet sich der Neudruck von der ersten Auflage nur durch andre (bessere?) Ausstattung und die vom Verfasser vorgenommene Vergleichung und nach einheitlichen Grundzügen gehandhabte Anführung der Pausaniastellen. Daß der schlechte Athenakopf auf dem Umschlage und die noch schlechteren Zierleisten zu Anfang und zu Ende der Einleitung dem Buche nicht zukommen, dessen scheint sich die Verlagsbuchhandlung nicht bewußt geworden zu sein. Oder soll hierdurch auf den ersten Blick der Glaube erweckt werden, die „zweite Auflage“ sei eine „illustrierte“?

Friedrich Wied. Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolf Rohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, C. Piersons Verlag, 1888.

Daß in dem Jahre, wo Clara Schumann die 60jährige Jubelfeier ihres ersten öffentlichen Auftretens begeht, auch das Gedächtnis ihres im Jahre 1873 verstorbenen Vaters wieder erneuert wird, ist nur dankenswert. In der That lagen auch eine Reihe von Briefen an und von Fr. Wied vor, deren Veröffentlichung erwünscht sein mußte. Daß aber diese ungedruckten Familienerinnerungen in Rohut den rechten Mann gefunden hätten, der mit sichtender und wählender Hand ausscheidet, was wertlos ist oder verlegend wirken könnte, läßt sich nicht behaupten. Mußte es denn gerade ein Buch von 346 Seiten werden? Was wird da alles mit abgedruckt: Wied's Universitätszeugnisse, das Programm eines Kon-

zerts, dem Wieck beivohte (!), das Verzeichnis der Instrumente, aus denen das Orchester in diesem Konzerte bestand, eine Menge von Geschäftsbriefen, sogar solchen, in denen einfach ein Klavier bei Wieck bestellt wird, Konzertbesprechungen aus den Musikalischen Signalen, dem Leipziger Tageblatt u. s. w., Dankbriefe von Schülern und Schülerinnen, Empfehlungsschreiben, die von durchreisenden Virtuosen abgegeben worden sind, die Bitte eines Lehrers um ein Zeugnis zum Zweck der Bewerbung um eine Organistenstelle und dergleichen mehr.

Das Wertvollste in dem Buche ist Wiederholung von bereits früher gedrucktem: aus Wiecks Büchern, aus Reichsners Büchlein über Wieck und seine Töchter, aus Wasielewskis Schumannbiographie, aus Schumanns Jugendbriefen u. s. w. Von den zum erstenmale veröffentlichten Briefen sind höchstens wertvoll: der Brief Wiecks an den Baron von Fricken in Aich (S. 95) über Schumanns Verhältnis zu Ernestine von Fricken, weiter die Briefe Ernestines an Clara, die freilich die verlassene Geliebte Schumanns nicht im besten Lichte zeigen (S. 97 ff.), dann Clara Schumanns Briefe an ihren Vater nach der Versöhnung (S. 150 ff.). Wer sich aber der Hoffnung hingeben wollte, in Kohuts Buch genaueren Aufschluß zu finden über Wiecks Widerstand gegen die Verheiratung Schumanns mit Clara und über die spätere Ausöhnung mit dem Künstlerpaare, der würde sich getäuscht sehen; man erfährt darüber wenig mehr, als was man schon wußte. Wir tadeln das nicht, im Gegenteil, es ist taktvoll, diese Vorgänge nicht ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren. Es hätte noch manches andre unterdrückt werden sollen, z. B. S. 103 in einem der Briefe Ernestines die Stelle: „Sogar in Münster hörte ich diesmal von ihm (Schumann), da ein Bekannter Namens Schmidt dort wohnt, ein Referendar, daß er jetzt so schrecklich trinken sollte und gewiß nicht imstande wäre, etwas zu arbeiten, bevor er nicht wenigstens zwei Flaschen Champagner getrunken hätte, mein Gott, wie muß dieser Mensch aussehen . . .“

Der Gesamteindruck, den man von dem Buche bekommt, ist kein angenehmer, weder in Beziehung auf den Inhalt, noch auf die Form. Was den Inhalt angeht, so fühlt man die Absicht des Herausgebers, aus Wieck einen großen Mann zu machen, und das war er nun einmal nicht. „Nachstehende Blätter beschäftigen sich mit dem Leben und Wirken eines der hervorragendsten Klavierpädagogen (!) und Gesangstheoretikers (!) Deutschlands — mit Friedrich Wieck. Dieser als Lehrer, Schriftsteller und Mensch gleich seltne, bedeutende Mann“ — mit diesem Trompetenstoße hebt das Vorwort an, und in diesem Tone geht es fort. Wieck war ein gründlicher, ja peinlich gewissenhafter Klavier- und Singslehrer, diesen Ruhm wird ihm niemand streitig machen. Er hat den Grund gelegt zu der hohen Künstlerschaft, die wir an Clara Schumann noch heute bewundern, auch das wird ihm unvergessen bleiben. Er war Schumanns Schwiegervater, wenn auch wider Willen — wer wird mit dem Verstorbenen heute über sein damaliges Verhalten rechten? Aber ihn als einen hervorragenden Kritiker, Schriftsteller, wohl gar Komponisten und Humoristen hinzustellen, ist Uebertreibung. Wieck selbst gab sich in üblicher Selbsterkenntnis (?) den Scherznamen Das, der alte Schulmeister, und kein Name kann besser für ihn passen. Man lese nur die gespreizte, selbstgefällige Schulmeisterprosa, in der er sich z. B. über Elementarunterricht im Klavierspiel ausläßt! Sein Humor, den Kohut erfrischend findet, war frostig und gequält. Man vergleiche z. B. den musikalischen Thee bei Hans Gilig mit Schumanns Fastnachtsrede nach der neunten Symphonie Beethovens, oder die groben Bauernsprüche eines alten Musikmachers mit Schumanns musikalischen Haus- und Lebensregeln — da wird man spüren, was echter und was gemachter Humor ist! Freilich begeht man ein

Unrecht an Wieck, wenn man ihn immer mit Schumann zusammenstellt, und es mag wohl wahr sein, daß die Nähe des hellstrahlenden Lichtes von Schumanns Genialität dem bescheidenen Flämmchen von Wiecks Begabung ungünstig gewesen ist. Aber ein Buch wie das von Rohut fordert ja geradezu zu solcher Vergleichen heraus.

So viel vom Inhalte. Die Form ist mit dem einen Worte: Liederlich bezeichnet. Das allergewöhnlichste Zeitungsdeutsch, tönende Phrasen, schlechter Satzbau, das traurige Bindewort „beziehungsweise“ in allen Abarten (bezieh., bezüglich, bez.), die Inversion nach „und,“ ganz und voll, stattgehabte Konzerte, kurzum das gesamte Rüstzeug des Pfennigzeilenschreibers. Ein paar Sätze gebe ich zum Beweise. S. 2: „Wieck gehörte zu denjenigen, welche eine ewig verjüngende Kraft in sich haben, denn sie entspringen dem stets frisch sprudelnden Quell der Natur und der Schönheit.“ S. 34: „Sie (Wiecks erste Frau) stammte aus einer musikalischen Familie, und war ihr Großvater ein berühmter Flötenfabrikant.“ S. 37: „Wieck zeigte ein großes Interesse für musikalisch begabte Kinder, denn wie selten unterrichtet ein Vater selbst seine eignen.“ S. 53 (aus der Allg. Mus. Ztg. vom Nov. 1828): „Unter der Leitung ihres musikerfahrenden, die Kunst des Pianofortespiels wohl verstehenden und dafür mit Liebe sehr thätigen Vaters dürfen wir von ihr die größten Hoffnungen hegen.“ (Man sieht, daß die Musikzeitungen schon vor 60 Jahren genau so erbärmliches Deutsch schrieben wie heute). S. 84: „Seine Briefe aus jener Zeit übersprudeln vom Gefühl überirdischer Seligkeit.“ S. 130: „Die größten Triumphe in allen Städten erntete Clara in Wien.“ S. 175: „Von Natur schüchtern, wußte bald der Vater, ebenso wie bei Clara, durch seine rationelle Methode Lust und Liebe zur Musik auch bei Marien zu erwecken. Schon im 5. Lebensjahre fing sie zu spielen an, und bediente er sich dazu seiner kleinen melodischen Uebungen“ u. s. w.

Am Schlusse des Buches werden zwanzig frühere Schriften Rohuts angezeigt und siebzehn lobende Besprechungen derselben aus verschiedenen Zeitungen abgedruckt. Einen Schluß aus dieser Thatsache zu ziehen überlassen wir dem Leser; die Grenzboten sind nicht unter den angeführten Zeitschriften.

Gedichte von Frieda Port. Berlin, Herz, 1888.

Mit diesen Gedichten tritt eine nicht gewöhnliche Frauengestalt vor die Öffentlichkeit, jedoch nicht zum erstenmale, denn Paul Heyse's neues Münchner Dichterbuch brachte schon vor mehreren Jahren Proben ihrer Lyrik, aber zum erstenmale selbständig mit einem Buche. Gewidmet ist die Sammlung den dankbar verehrten Meistern Hermann Lingg und Paul Heyse. Sollten wir das Wesen dieser jungen Dichterin kurz zusammenfassen, so würden wir sagen: Frieda Port ist ein starker Geist, aber keine ebenso starke Natur. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie der Individualität entbehre; sie hat eine solche, ohne Zweifel. Sie ahmt nicht nach, sondern empfindet wahr und eigentümlich. Sie ist reich gebildet und hat sehr viel gedacht, über sich selbst, über andre, über menschliches Schicksal im allgemeinen, und ihr Denken hat jene Richtung genommen, welche die ganze Gegenwart verfolgt: die des Pessimismus. Aber sie ist nicht dogmatisch. Soviel sie auch den Tod als Erlöser preisen mag, so ist sie doch empfänglich für die Schönheit der Welt, der Blumen, der Sonne, der Künste, der Menschen. Und dieser große Gegensatz selbst beschäftigt sie. Liebe zum Leben und Sehnsucht nach Erlösung durch den Tod laufen in ihrer Seele parallel. Ebenso denkt sie über den Gegensatz unsrer Endlichkeit und unsrer Sehnsucht nach Unendlichkeit nach. Geschichtliche Denkmäler schaut sie darum nach-

denklich an. Sie ist wohl in Stunden zur Schwermut geneigt. Sie weiß, daß schließlich jeder Mensch einsam bleibt und daß sich die Brücken des Verständnisses nur schwer schlagen lassen. Sie empfindet mit dem Glend, mit der Armut, sie preißt das Mitleid; aber unbefangen freut sie sich auch der Schönheit der Reichen. So stolz und so ehrlich sie bestrebt ist, in echter Reinheit, wie der Schnee, ihr Leben lang zu verharren, so entfernt ist sie davon, sittlichen Hochmut zu loben. Sie rät den Frauen, ihre Lippen, auf denen die Nymphen des Kusses wohnen, frei von herben Worten zu erhalten. Der Einsiedler, der sich das gottähnliche Leben durch feige Weltflucht erleichtert, ist nicht nach ihrem Geschmack. Ihr scharf auffassender Blick, der „im Vorübergehen“ dichterische Motive von der Straße aufliest, sieht nur sympathische Erscheinungen: die Mutterliebe, Mildthätigkeit, heimliche Jugendliebe, sinnig anregende Blumen. Ein Doppelwesen fühlt sie in sich: größte Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt (ein Sonnenstrahl erhebt sie schon) und den Hang zur Grübelei. Sie teilt uns viele Tagebuchblätter aus ihrer Liebeszeit mit, schöne Liebesgedichte, meist aber Bruchstücke, die blitzartig ihren Zustand beleuchten. Sie schwankt lange zwischen Zurückhaltung und Hingebung, aber selbst in der Leidenschaft verliert sie nicht ihren nachdenklichen Zug: sie kann sich nicht selbst vergessen.

So etwa ist das Leben geartet, in das uns diese Gedichte Einblick gewähren. Man erkennt Frieda Port als eine echte Idealistin, die an der eignen sittlichen Veredlung arbeitet; aber es wäre ihr daneben auch etwas mehr von der Sinnlichkeit des Künstlers zu wünschen. Es würde zweifellos ihrer Lyrik zu gute kommen, wenn sie sich weniger der Grübelei und der sittlichen Selbstbildung, und mehr der Umschau in dieser Welt, für deren Schönheit sie so empfänglich ist, überließe. Weniger zu denken und mehr zu gestalten, weniger geistreich und mehr konkret, sachlich darstellend, bildend sich zu verhalten: dies möchten wir der jungen Dichterin eifrigst empfehlen. Geistreiche Menschen giebt es genug in unsrer Litteratur, künstlerische umfoweniger. Die Sprache Frieda Ports ist nicht gerade arm an Bildern und hat zweifellos die Fähigkeit, anschaulich zu werden. Allein vor der Hand ist sie noch zu häufig abstrakt, und in den verwickelten Satzbildungen, die sie ganz gegen den Geist der singlustigen Lyrik liebt, unschön. Sie schachtelt gern Zwischenätze ein, ihre Ellipsen erzeugen oft Härte, und zuweilen entstehen geradezu Unklarheiten. Die Lyrik darf ja mit der Sprache locker umspringen, als die Prosa; die Sprünge darf aber nur die Phantasie, nicht die Grammatik machen. Wer alkäische und sapphische Strophen dichtet, darf mit der Sprache nicht so frei umgehen, wie ein am Volksliede herangebildeter Lyriker; das folgt aus dem Charakter der Kunst. Zum Schlusse mag noch eines ihrer besten Liebesgedichte hier Platz finden:

Der volle Mond erhebt sich
Am Horizont, ein später
Gedanke unsrer Liebe,
Und schwebt im stillen Aether.

Wie ist es schwer, die Nähe
Des Lieben zu entbehren!
Nun ist's, als ob wir wieder
Einander nahe wären.

Denn mir zu Häupten leuchten
Ganz nah dieselben Sterne,
Wie über deinem Haupte —
Die Nacht hat keine Ferne.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.